ANDOVER-HARVARD LIBRARY
AH 44LX 3

Harvard Depository
Brittle Book

547
SCHÜRER

547

יהוה
INSTITVTIO THEOLOGICA
ANDOVERI FVNDATA MDCCCVII.
Ps. CXIX 169.
JOH. XVII. 17.
ΑΚΡΟΓΩΝΙ
ΟΥ ΧΡΙΣΤΟΥ

FESTREDE

IM NAMEN

DER

GEORG-AUGUST-UNIVERSITÄT

ZUR

AKADEMISCHEN PREISVERTEILUNG

AM X. JUNI MCMIII

GEHALTEN

VON

EMIL SCHÜRER.

Das messianische Selbstbewusstsein Jesu Christi.

GÖTTINGEN
VANDENHOECK & RUPRECHT.
1903.

2

54,949

Hochansehnliche Versammlung!

Als wir das letztemal hier versammelt waren, ist uns gezeigt worden, dass das Recht nicht etwas Abstractes, zu allen Zeiten und bei allen Völkern identisches ist, dass es vielmehr durch den Bildungsgrad und die sozialen Verhältnisse des Volkes, in dessen Schosse es gilt, bedingt ist und darum in sehr mannigfaltigen Gestalten in der Geschichte auftritt. Was von dem Rechte gilt, gilt analog auch von der Religion. Auch sie kennen wir nicht als eine abstracte Grösse, sondern als eine in ihren Erscheinungsformen variirende und geschichtlich bedingte. Das muss selbst von der christlichen Religion gesagt werden, so gewiss wir in ihr nicht nur die vollkommenste, sondern die vollkommene Religion sehen. Auch sie ist trotzdem zu allen Zeiten, in ihren Ursprüngen wie in ihrer ganzen späteren Entwickelung, geschichtlich bedingt. Das Ewige ist dem Menschen nur fassbar in zeitlicher Form. Wie es kein Naturrecht giebt, das der Vernunft angeboren wäre und aus ihr nur herausgesponnen zu werden brauchte, so giebt es auch keine natürliche Religion, die der Mensch als angeborene und in Allen identische Ausrüstung in sich trüge. So hat es der Rationalismus sich vorgestellt. Aber so verhält es sich nicht. Auch die Religion ist individuell nach Zeiten, Völkern und Personen.

Ihr Fortschritt aber ist bedingt durch das Auftreten schöpferischer Persönlichkeiten, durch das Auftreten von Propheten. Sie bringen ein neues Ferment in die Entwickelung. Sie heben ihre Zeit und ihr Volk eine Stufe höher. Woher sie das Neue haben, ist für die wissenschaftliche Betrachtung ein Geheimniss: *individuum est ineffabile.* Wo ein grosser Mann in der Geschichte auftritt, da bleibt — so sehr wir uns auch bemühen, seine Person

zu analysiren und sie zu begreifen als das Product aus den Bildungsfactoren seiner Zeit und Umgebung — doch immer ein irrationaler Rest, vor dem wir Halt machen müssen. Und durch dieses Neue ist der geistige Fortschritt in der Geschichte der Menschheit bedingt. Alle die Ideen und Kräfte, von denen wir leben, werden nach und nach in die Geschichte eingeführt durch das Auftreten schöpferischer Persönlichkeiten. Das ist das Moment, in welchem wir die göttliche Leitung der Geschichte erblicken. Aber auch diese schöpferischen Persönlichkeiten sind Kinder ihrer Zeit, abhängig von der Bildungs-Sphäre, in welcher sie aufgewachsen sind. Was sie im Innern tragen, kann doch nur Gestalt gewinnen in den Formen und mit den Bildungsmitteln, welche ihre Zeit ihnen darbietet.

Das gilt auch von der Person dessen, in welchem die christliche Kirche ihren Heiland und Erlöser sieht, von der Person Jesu Christi. Keine Wissenschaft darf sich vermessen, das Geheimniss seiner Person zu ergründen. Und doch muss sie versuchen, ein geschichtliches Verständniss zu gewinnen, so weit als ihre Mittel es eben gestatten. Dieser Versuch ist Recht und Pflicht, sofern man sein Mensch-sein nicht als blossen Schein betrachtet, wie die gnostischen Schulen es thaten, sondern mit der Kirche aller Zeiten an der Voraussetzung seiner wahren Menschheit festhält. Damit ist ohne Weiteres auch die Voraussetzung geschichtlicher Bedingtheit gegeben. Denn ohne sie ist ein Menschenleben nur Schein.

Die Aufgabe, ein geschichtliches Verständniss der Person Jesu Christi zu gewinnen, ist zu gross, als dass wir in dieser flüchtigen Stunde es wagen dürften, sie in ihrem ganzen Umfange in Angriff zu nehmen. Nur ein Ausschnitt daraus kann uns heute beschäftigen. Wir wollen versuchen, der Frage näher zu treten, in welchem Sinne sich Jesus als den Messias erklärt hat. Was wollte er damit, indem er sich als solchen bekannte? Man sollte meinen, dass die Theologie auf diese Frage längst eine runde und volle Antwort gefunden hätte. Und doch stehen wir erst am Anfang ihrer Beantwortung. Denn das Problem ist in seiner ganzen Grösse und Schwierigkeit überhaupt erst empfunden worden, seitdem man angefangen hat, mit der geschichtlichen Betrachtung des Lebens Jesu Ernst zu machen.

Wir müssen zunächst uns orientiren über den Stand der messianischen Hoffnung des Judenthums im Zeit-

alter Jesu Christi. Die Quellen dafür fliessen ziemlich reichlich. Es sind uns aus den letzten zwei Jahrhunderten vor Christo und dem ersten Jahrhundert nach Christo zahlreiche jüdische Schriften erhalten — Apokalypsen, Psalmen, geschichtliche Werke —, welche uns in den Stand setzen, uns ein deutliches Bild zu machen von der lebendigen Zukunftshoffnung, welche die Gemüther der Frommen damals erfüllte. Sie ruht auf den Weissagungen der Propheten. Aber diese sind doch mannigfaltig weitergebildet, umgestaltet und bereichert.

Die Grundlage der messianischen Hoffnung ist der zuversichtliche Glaube der Propheten an eine herrliche Zukunft des israelitischen Volkes. Es ist das von Gott erwählte Volk, das nicht untergehen wird, vielmehr nach allen Drangsalen und Irrungen schliesslich doch noch eine Zeit reinen und vollen Glückes erleben wird. In der näheren Schilderung dieser seligen Zukunft durchdringen sich äusserliche, politische, sinnliche Ideale und innerliche, religiöse, sittliche. Die heidnischen Nachbarvölker, welche Israel bedrängt haben, verfallen dem Gerichte Gottes oder sie erkennen bewundernd die überlegene Macht Jahve's, des Gottes Israels, an. Aber auch über das Volk Gottes selbst ergeht ein Läuterungs-Gericht, infolge dessen es umkehrt von den Wegen der Sünde. Gott vergiebt ihm und schliesst einen neuen Bund mit ihm. Gerechtigkeit und Friede herrscht im Lande, und der Geist Gottes ist ausgegossen über das Volk.

Einen besonders energischen Aufschwung nahm diese Hoffnung in der Verfolgungszeit unter Antiochus Epiphanes. Als durch das Machtgebot des griechischen Königs der jüdische Cultus abgeschafft war, und im Tempel zu Jerusalem dem olympischen Zeus geopfert wurde, da richtete sich der Blick der Gläubigen um so intensiver auf die Zukunft. In dieser Zeit der Noth (167—165 vor Chr.) hat der unbekannte Verfasser des Buches Daniel mit gewaltigen Strichen das Gemälde der Zukunft entworfen, dessen Grundzüge von nun an unverwischt in der Phantasie der Frommen hafteten. Die heidnischen Weltreiche lösen einander in der Geschichte ab; eins nach dem andern findet seinen Untergang. Zuletzt auch das schrecklichste, das der Griechen — denn dieses ist dem Verfasser das letzte — erst die spätere Zeit hat seine Aussagen auf das römische gedeutet. Nach dem Untergang des letzten heidnischen Weltreiches wird die Herrschaft dem Volke Gottes, „den Heiligen des Höchsten", gegeben. Durch sie regiert aber Gott selbst. Er nimmt nun die Zügel in die Hand. Das Königthum Gottes ist bis dahin gleichsam latent. Er hat die

Herrschaft über die Welt den Heiden überlassen. Aber nun macht er mit seinem Königthum Ernst und richtet sein Reich auf. An die Stelle der heidnischen Weltreiche tritt das Reich Gottes. Dasselbe steht also in Analogie mit den heidnischen Weltreichen und ist nur als Correlat zu diesen zu begreifen. Aber in diesem Reiche regiert Gott selbst. Darum wird hier auch sein Wille vollkommen erfüllt, und ist seine Gnade vollkommen verwirklicht. Von dem älteren prophetischen Zukunftsbilde unterscheidet sich das des Buches Daniel durch die weitere Ausdehnung des Horizontes. Das herrliche Reich der Zukunft ist nicht mehr beschränkt auf die Grenzen des heiligen Landes. Es ist ein Weltreich. Aber der nationale Charakter ist darum doch festgehalten.

Er ist auch festgehalten in der ganzen späteren Entwickelung. Vieles ist in diesen Rahmen hineingezeichnet worden; manigfach ist er umgestaltet worden. Aber die Grundlage ist doch geblieben. Die Umgestaltung hat sich namentlich in der Weise vollzogen, dass das Bild immer mehr ins Uebernatürliche, Transcendente erhoben wurde. Der Gegensatz zwischen jetzt und einst wurde immer mehr gespannt. Zwei Weltperioden sind es, die einander ablösen. Die gegenwärtige Welt ist den satanischen Mächten preisgegeben. Hier herrscht die Sünde und das Uebel. Die künftige Welt steht ganz unter der Herrschaft Gottes. Da ist Sünde und Uebel schlechthin aufgehoben. Einen allmählichen Uebergang zwischen beiden giebt es nicht. Durch ein machtvolles Eingreifen Gottes tritt plötzlich die neue Welt an Stelle der alten. Das Gericht, welches an der Grenzscheide der beiden Weltperioden steht, ist ein Weltgericht. Wenn die alte Prophetie von einem Gerichte Gottes sprach, so dachte sie entweder an die Vernichtung der feindlichen Nachbarvölker der Juden oder an ein Läuterungsgericht, welches Gott über sein Volk sendet, um es wieder auf den Weg der Gerechtigkeit zu führen. Jetzt ist das Gericht ein grosses Welt-Drama, in welchem das Urtheil gesprochen wird über alle Menschen, und ihr Geschick sich definitiv entscheidet. Auch die Seligkeit im vollendeten Gottesreich wird immer mehr ins Wunderbare gesteigert, verlässt dabei aber doch nicht den Boden der sinnenfälligen Wirklichkeit. Die Natur ist von wunderbarer Fruchtbarkeit. Das Lebensalter nimmt wieder zu bis an tausend Jahre; und doch werden die Menschen nicht alt und lebenssatt. Die Steigerung in's Wunderbare erstreckt sich auch auf die heilige Stadt und auf den König des vollendeten Gottesreiches. Jerusalem wird erneuert, aber in der Weise, dass ein neues herrliches Jerusalem, welches schon

jetzt im Himmel vorhanden ist, von dort auf die Erde herabkommt.

Ein königlicher Herrscher, welcher im vollendeten Gottesreiche regiert, gehört nicht nothwendig zum prophetischen Zukunftsbilde; es giebt Propheten, bei welchen er fehlt. Schon früh findet sich aber allerdings auch die Hoffnung, dass die herrliche Zukunft des Volkes herbeigeführt wird durch einen gerechten, heiligen, von Gott mit seinem Geiste gesalbten Herrscher. Und diese Hoffnung ist in der späteren Zeit mit steigender Entschiedenheit festgehalten worden. Dabei ist jedoch die ältere und ursprüngliche Anschauung die, dass nach der Begründung des neuen Zustandes durch einen besonders machtvollen Herrscher es dem Volke auch in alle Zukunft nicht an mächtigen und frommen Herrschern aus dem erlauchten Hause Davids fehlen werde. Die Hoffnung geht also auf eine endlose Dauer der Dynastie. Später wird der König des vollendeten Gottesreiches zu einer Einzelpersönlichkeit, welche mit wunderbaren Gaben und Kräften ausgerüstet ist. Er ist „der Gesalbte" schlechthin, der Messias, dessen Herrschaft eine unbegrenzte ist. Sporadisch findet sich auch bereits im Zeitalter Jesu Christi die Anschauung, dass der Messias als himmlische Persönlichkeit von oben herab kommt, um sein Reich aufzurichten auf Erden.

Dass dieses als universelles Weltreich gedacht ist, ist auf Grund des Buches Daniel bereits gezeigt worden. Die nationale Basis ist darum doch nicht verlassen. Denn das Centrum bildet Jerusalem, die heilige Stadt. Und die in alle Welt zerstreuten Israeliten kehren aus der Zerstreuung zurück und sammeln sich im heiligen Lande.

Während in dieser Gestaltung der Zukunftshoffnung das Aeusserliche, Politische stark in den Vordergrund tritt, sind doch die altprophetischen Gedanken von der sittlichen Läuterung Israels, von seiner religiösen Erneuerung nicht verloren gegangen. Man hat gewiss in verschiedenen Kreisen bald mehr auf das Eine, bald mehr auf das Andere den Accent gelegt. Neben den politischen Zeloten, welchen das Politische die Hauptsache war, hat es auch Stille im Lande gegeben, deren Hoffnung vor allem darauf gerichtet war, dass Gott sich seinem Volke wieder gnädig erweisen möge durch Vergebung seiner Sünde, durch sittliche Erneuerung und durch vollkommene Mittheilung des Geistes. Irgendwie aber sind doch beide Ideale immer mit einander verbunden gewesen.

Auf einen Punkt haben wir in der bisherigen Zeichnung des Zukunftsbildes noch nicht geachtet, der je länger desto stärker

sich geltend machte: Das Heils-Interesse des einzelnen Individuums. Wie bei den antiken Völkern, so ist auch beim Volke Israel das Interesse, auch das religiöse Interesse zunächst gerichtet auf das Wohl der Gemeinschaft. Der Einzelne kommt dabei wenig in Betracht. Er verfällt nach dem Tode einem schattenhaften, kraftlosen Dasein im Todtenreiche. In den letzten Jahrhunderten vor Chr. tritt aber das persönliche Heilsinteresse immer mehr in den Vordergrund. Die Hoffnung geht nicht nur auf eine selige Zukunft des Volkes, sondern auch auf eine solche des einzelnen Frommen. In verschiedenen Formen prägt sich dieselbe aus; zunächst in der Form der Auferstehungshoffnung. Die verstorbenen Frommen werden aus dem Grabe hervorgehen, um am messianischen Reiche theilzuhaben. Aber die Theilnahme am messianischen Reiche ist nicht immer und überall das letzte Ziel der Hoffnung. Sie geht höher und tiefer auf ein ewiges Sein bei Gott in einem Zustande himmlischer Seligkeit. Indem diese persönliche Heilshoffnung combinirt wird mit der alten Hoffnung auf ein herrliches messianisches Reich, entstehen neue complicirte Gebilde. Denn insofern die persönliche Hoffnung weiter geht als auf die Theilnahme am messianischen Reiche, verhält sie sich zur Reichshoffnung disparat. Nach letzterer ist ja das messianische Reich das eigentliche Ziel der Hoffnung. Die Complicationen, die sich hieraus ergeben, weiter zu verfolgen, ist aber hier nicht mehr unsere Aufgabe.

Neben der geschilderten Zukunftshoffnung war noch ein zweites Moment charakteristisch für die jüdische Frömmigkeit im Zeitalter Jesu Christi: das ängstliche Streben nach pünktlicher Erfüllung des Gesetzes. Nur wer in diesem Punkte tadellos erfunden wurde, durfte hoffen, des künftigen Heiles theilhaftig zu werden.

Nehmen wir beides zusammen: messianische Hoffnung und strenge Gesetzlichkeit, so haben wir die geistige Atmosphäre, in welche Jesus hineingestellt war, als er als Glied seines Volkes heranwuchs.

Was haben wir nun als das grundlegende Element seines eigenen Bewusstseins zu betrachten? Wir werden nicht fehlen, wenn wir vom Allgemeinen ausgehen. Was in Jesu Innerem lebte, war ein neues Ideal der Sittlichkeit und ein neues Ideal der Frömmigkeit. Für das Judenthum war die Gesetzeserfüllung eins und alles: die Sittlichkeit besteht in Gesetzeserfüllung, und die Frömmigkeit besteht ebenfalls in

Gesetzeserfüllung. Jesus fordert eine Gerechtigkeit, die besser ist als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, und er verlangt eine Hingabe an Gott, die nicht in äusseren Observanzen besteht, sondern in demüthigem Vertrauen auf Gottes Gnade.

Zunächst eine bessere Gerechtigkeit. Ein heiliger Zorn erfüllt ihn angesichts des Scheinwesens, zu welchem die pharisäische Gesetzlichkeit geführt hat. Sie thun ihre Werke, um gesehen zu werden von den Menschen. Aber nicht auf das Thun, sondern auf die Gesinnung kommt es an. Der Baum muss gut sein; dann bringt er von selbst gute Früchte. Die Gesinnung aber, die Jesus fordert, ist die der selbstlosen Liebe. Völliger Verzicht auf alle eigenen Interessen und ausschliessliche Hingabe an die Interessen des Andern. Die wahre Grösse besteht im Dienen. „Wer der erste von euch sein will, der sei ein Knecht Aller." (Mc. 10, 44.) Die selbstlose Liebe erstreckt sich auch auf die Feinde. Sie zürnt nicht; vergilt nicht Böses mit Bösem; vergiebt alles; richtet nicht; sieht nicht den Splitter im Auge des Andern. Sie duldet auch Unrecht willig, wenn damit dem Andern gedient werden kann. „Wer dich auf die eine Backe schlägt, dem reiche auch die andere dar" — so paradox das Wort formulirt ist, so ernst ist es gemeint.

Was von der Sittlichkeit gilt, gilt auch von der Frömmigkeit. Auch hier tritt Jesus der Veräusserlichung entgegen und dringt auf Verinnerlichung. Was er dabei aber Positives giebt, ist thatsächlich ein neues Ideal. Gott ist ein liebender Vater aller Menschen, ja aller Creaturen, der sich ihrer in Liebe erbarmt und für sie sorgt, im Grossen und im Kleinen. Es kommt für den Menschen nur darauf an, dass er in kindlichem Vertrauen sich ihm naht, sich demüthig ihm unterwirft, von ihm Alles hofft und erbittet. Jeder, der kommen will, wird aufgenommen; auch der Sünder. Ja es ist besondere Freude im Himmel über einen Sünder, der Busse thut. Wer so mit seinem ganzen Leben in Gott ruht, der ist selig auch in Noth und äusserer Trübsal.

Wenn wir alle diese Sprüche zusammen nehmen und sie in ihrer Gesammtheit auf uns wirken lassen, so müssen wir ohne Weiteres empfinden: hier tritt ein Neues in die Geschichte ein. Man mag für noch so viele Einzelheiten mehr oder weniger passende Parallelen finden: das Ganze in seiner Kraft und Tiefe ist doch ein Neues.

Und dessen war auch Jesus selbst sich bewusst.

Mit souveräner Sicherheit hat er seine sittlichen Maximen den Forderungen des alten Gesetzes gegenüber gestellt: „Es ist

gesagt zu den Alten, ich aber sage euch.“ Das alte Gesetz, dem er seine neuen Forderungen gegenüberstellt, sind nicht etwa die Satzungen der Schriftgelehrten, sondern das mosaische Gesetz selbst. Aus diesem sind die Sätze genommen, die er als ungenügend bezeichnet: Du sollst nicht tödten, nicht ehebrechen, nicht falsch schwören. Diesen Sätzen stellt er seine strengeren und tieferen Forderungen entgegen. Es ist also ein neues sittliches Ideal, das er verkündigt.

Aber auch das Wesen Gottes hat er erst enthüllt. Nach der Darstellung des vierten Evangeliums besteht geradezu das ganze Erlösungswerk darin, dass Jesus den Vater geoffenbart hat. „Ich habe den Menschen deinen Namen geoffenbart“, in diesem Wort fasst er hier sein Lebenswerk zusammen (17, 6.) Nun ist ja das vierte Evangelium keine eigentlich historische Quelle. Dass aber seiner Darstellung in diesem Hauptpunkte etwas Thatsächliches zu Grunde liegt, zeigen uns die drei andern Evangelien. Auch hier beansprucht Jesus durchaus, eine neue Offenbarung gebracht zu haben. Die Frömmigkeit, die er fordert, ist ein neuer Wein, der sich nicht in die alten Schläuche fassen lässt. (Mc. 2, 18—22.) Seine Predigt ist ein *σημεῖον*, eine göttliche Kundgebung, wie die des Jonas, aber gewaltiger als diese. (Mt. 12, 39—41. Lc. 11, 29—32.) Die Jünger werden selig gepriesen, dass sie sehen und hören, was viele Propheten und Gerechte nicht gesehen und nicht gehört haben. (Mt. 13, 16—17. Lc. 10, 23—24.) Die Jünger selbst, die Jesu Wort weiter tragen, sind daher ein Licht für die Welt. (Mt. 5, 14.)

Am bestimmtesten aber hat Jesus die Neuheit seiner Offenbarung betont in einem Worte, bei welchem wir etwas länger verweilen müssen. (Mt. 11, 27. Lc. 10, 22:) „Alles ist mir übergeben von meinem Vater. Und Niemand kennt den Sohn ausser der Vater, und Niemand den Vater ausser der Sohn, und wem der Sohn ihn offenbaren will.“ Zweierlei ist hier betont. Zunächst die Einzigartigkeit seines Sohnes-Verhältnisses zu Gott. Dieses Verhältniss ist nicht ein naturhaftes, physisches oder metaphysisches, sondern ein ethisches. Es steht in Analogie mit dem Verhältniss aller Gotteskinder zu ihrem himmlischen Vater. Daher betet auch Jesus zu Gott und thut seine Wunder im Vertrauen auf Gottes Beistand. Aber sein Sohnes-Verhältniss ist doch von einzigartiger Intensität. Wie nur Gott, der Herzenskündiger, ihn kennt, so kennt auch er allein den Vater. Auf Grund seiner innigen Beziehung zu Gott hat er also eine einzigartige Gottes-Erkenntniss. Statt der Präsentia, welche

unser gewöhnlicher Text bietet, haben manche alte Zeugen die Präterita: Niemand hat den Sohn erkannt, und niemand hat den Vater erkannt. Der Sinn bleibt auch bei dieser Lesart im Wesentlichen derselbe: Jesus ist im Besitz einer einzigartigen Gotteserkenntniss. Eben darum kann er allein den Vater offenbaren. „Niemand kennt den Vater ausser der Sohn, und wem der Sohn ihn offenbaren will." In diesem Sinne ist auch der erste Satz zu verstehen: „Alles ist mir übergeben vom Vater." Nach dem Zusammenhang ist dabei im Wesentlichen an die Offenbarung zu denken, die ihm übertragen ist. Der Inhalt derselben ist der Vater. Ein etwas anderer Sinn würde sich ergeben, wenn — was ebenfalls einige alte Textzeugen haben — die beiden Satzhälften in umgekehrter Reihenfolge zu lesen wären, so dass sich am Schluss aneinander anreiht: „Niemand kennt den Sohn, und wem der Sohn sich offenbaren will." Dann wäre er selbst Inhalt der Offenbarung. Das ist aber weder nach dem Zusammenhang der Stelle, noch nach dem sonstigen Inhalt der Predigt Jesu anzunehmen. Denn er spricht überwiegend nicht von sich, sondern vom Vater.

Die Einzigartigkeit seines Sohnes-Verhältnisses kommt auch sonst zum Ausdruck. Er vernimmt bei der Taufe die Himmelsstimme: „Du bist mein geliebter Sohn." Er spricht nicht selten von Gott als seinem Vater.

Auf der Einzigartigkeit seines Sohnes-Verhältnisses beruht sein einzigartiger Beruf. Dieser ist zunächst, wie wir gesehen haben, die Predigt. Er verkündigt, was in ihm lebt. Gegenüber der Veräusserlichung alles Lebens durch die pharisäische Gesetzlichkeit sieht er sich vor die Aufgabe gestellt, das Volk zu erziehen zu einer besseren Gerechtigkeit und Frömmigkeit. Das ist mehr als ein blosses Lehren. Es ist die Mittheilung eines neuen Lebens. Die Sünder bringt er zur Umkehr, die Selbstgerechten zur Demuth, die Verzagten zu einem fröhlichen Gottvertrauen. Und er giebt diesem Wirken von vornherein eine Beziehung auf das nahe Gottesreich. Das Gottesreich ist nahe. Nur die Würdigen können daran theil haben. Darum ist es Zeit, umzukehren und sich von Jesu den rechten Weg weisen zu lassen. Die Kraft seines Wirkens äussert sich aber auch noch in anderer Beziehung. Sünde und Uebel stehen in engster Beziehung zu einander. Das Volk ist heimgesucht von mancherlei Noth und Plagen, die man auf den Einfluss dämonischer, widergöttlicher Mächte zurückführte. Auch hier greift er ein. Durch die Macht seines Wortes und seiner ganzen Erscheinung macht er die

Menschen nicht nur dessen gewiss, dass ihnen ihre Sünden vergeben sind, sondern er reisst sie auch heraus aus der Umarmung durch die dunkeln Mächte, von welchen sie sich gebunden fühlen. Er verkündigt nicht nur Gottes Gnade, sondern er theilt sie auch mit.

Mit dem bisher Geschilderten sind nun die Elemente gegeben, aus welchen die Entstehung des messianischen Selbstbewusstseins Jesu zu erklären sein wird, sofern eine solche Erklärung überhaupt statthaft und möglich ist. Er ist dessen gewiss, auf Grund seiner innigen Gemeinschaft mit Gott im Besitz eines neuen inneren Lebens zu sein, und darum auch den Beruf zu haben, dieses neue Leben seinem Volk und den Menschen mitzutheilen. Er sieht sich vor die Aufgabe gestellt, nicht nur neue Güter, sondern das wahrhaft werthvolle Gut den Menschen zu bringen. Nehmen wir dazu, dass nach den Weissagungen der Propheten und den Anschauungen seiner Zeit dieser Zustand der Seligkeit durch den messianischen König herbeigeführt werden sollte, so sind die Verbindungsfäden vorhanden, welche von dem einzigartigen Selbstbewusstsein Jesu hinüberführen zu seinem Messiasbewusstsein. Dem Messias kommt ja der Beruf zu, vor welchen Jesus sich gestellt sieht; und der Messias ist vermöge seiner einzigartigen Vertrauensstellung zu Gott auch „der Sohn Gottes," als welchen Jesus sich weiss.

Aber hat er sich überhaupt als den Messias erkannt und erklärt? Es ist das in neuerer Zeit von Einzelnen bezweifelt worden. Die grosse Mehrzahl auch der kritischen Theologen hat doch mit Recht an dieser Thatsache als einer zweifellosen festgehalten. Der ganze Prozess der Verurtheilung Jesu ist nur von hier aus zu verstehen. Er wird verurtheilt, weil er sich als den Messias, den Sohn Gottes, bekennt. (Mc. 14, 61 f.) Er wird von dem rohen Uebermuth der Soldaten als der König der Juden verspottet. (Mc. 15, 18.) Die Aufschrift auf dem Kreuz lautet: „Der König der Juden." (Mc. 15, 26.)

Wenn dies feststeht, dann erhebt sich aber sofort eine Reihe von Fragen, die uns erst die ganze Schwierigkeit des Problemes zeigen. Wann ist Jesus seiner Messianität gewiss geworden? Seit wann ist er damit auch öffentlich hervorgetreten? In welchem Sinne will er der Messias sein? Die Fragen hängen theilweise mit einander zusammen. Wir müssen versuchen, ihnen insoweit näher zu treten, als die Quellen es gestatten.

Es kann als ein Uebergriff erscheinen, dass wir die erste Frage überhaupt gestellt haben. Wer soll wissen, seit wann Jesus seiner Messianität gewiss geworden ist? Das Geheimniss eines rein innern Vorganges lässt sich nicht erlauschen. Und doch dürfen wir eine Antwort auf die Frage wagen. Nach dem Bericht der ältesten Quelle, auf welche unsere drei ersten Evangelien zurückgehen, war die Taufe Jesu durch Johannes am Jordan von zwei Vorgängen begleitet: er sieht den Geist auf sich herabkommen und er vernimmt eine Stimme vom Himmel: „Du bist mein geliebter Sohn, an Dir habe ich Wohlgefallen gefunden". Er selbst ist es, der beides wahrnimmt. Die Stimme ist an ihn gerichtet; und es ist in dem ältesten Bericht, wie Marcus und Lucas ihn uns erhalten haben, nicht angedeutet, dass sonst noch Jemand sie vernommen hat. Beides kann doch nichts anderes heissen als: er fühlt sich seitdem mit dem Geist ausgerüstet, und er ist seitdem seiner Gottessohnschaft gewiss. Es sind innere Vorgänge, über die er wohl im vertrauten Jüngerkreis sich geäussert hat, und die dann später zu einer mythologischen Erzählung sich verdichtet haben. Für die wesentliche Authentie des Berichtes spricht namentlich dies, dass die Vorstellung von einer Ausrüstung durch den Geist in späterer Zeit sich nicht gebildet haben kann, als man in Christo eine vom Himmel herabgekommene göttliche Hypostase erblickte. Ist der Bericht so aufzufassen, so ist uns damit eine kostbare Kunde erhalten. Was schon lange in Jesus schlummerte, ist nun in dem feierlichen Moment der Taufe zum Durchbruch gekommen. Er ist der Sohn Gottes, der als solcher einen besonderen Beruf an die Menschheit hat, und der dazu auch von Gott mit dem Geist ausgerüstet worden ist.

Aber dürfen wir Gottessohnschaft und Messianität als gleichbedeutend setzen? An sich ist das ja keineswegs nothwendig. Aber hier wird es so zu verstehen sein. Das zeigt uns die Geschichte von der Versuchung, die an die Erlebnisse bei der Taufe sich anschliesst. Auch hier wird es sich ähnlich verhalten, wie mit den Vorgängen bei der Taufe. Innere Erlebnisse, von welchen Jesus im vertrauten Jüngerkreise gesprochen hat, haben in der späteren Ueberlieferung die Gestalt einer dramatischen Geschichte angenommen. Der Kern der Versuchungsgeschichte ist der, dass Jesus vom Versucher gereizt wird, von seiner messianischen Macht einen Gebrauch zu machen, der im Widerspruch mit dem wahren Willen Gottes steht. Er soll aus Steinen Brod machen, sich von der Zinne des Tempels herabstürzen und dem Satan huldigen, der ihm die Herrschaft über die Welt

verspricht. Besonders im letzten Falle ist es deutlich, das es auf Jesu messianisches Bewusstsein abgesehen war. Sofern er der Messias ist, muss sein Streben auf Weltherrschaft gehen. Diese verspricht ihm der Satan, wenn er ihm huldigt. Aber auch die andern Reizungen gehen von der Voraussetzung seines messianischen Bewusstseins aus. Er soll seine Macht dazu benützen, um materielle Interessen zu befriedigen und vor den Augen der Menschen ein grosses Schauwunder zu verrichten. Die inneren Vorgänge, die der Erzählung zu Grunde liegen, werden also die sein: Nachdem er seiner messianischen Dignität gewiss geworden war, sieht er sich durch die vulgäre Vorstellung von der Macht und Würde des Messias versucht, als Messias in diesem vulgären Sinne aufzutreten, materielle Interessen zu verfolgen, Ehre und Macht zu erstreben. Er empfindet das als Versuchung, denn er ist sich bereits dessen bewusst, dass sein Beruf ein anderer ist: innere, geistige Güter der Menschheit zu bringen. Er weist diese Versuchung siegreich ab, und ringt sich zu einer anderen, tieferen und reineren Auffassung von seinem messianischen Berufe hindurch. Er ist der Messias, der sein Volk zum Heil führen soll; aber nicht ein Messias, der äussere, materielle Güter bringt, am wenigsten ein König, der politische Macht und Freiheit herstellt, sondern der Sohn Gottes, der die Menschen von der Macht der Sünde und des Uebels befreit und sie zur seligen Gemeinschaft mit Gott hinführt.

Ist die Versuchungsgeschichte so aufzufassen, so ist damit auch erwiesen, dass Jesus eben von jetzt an ein klares und sicheres Bewusstsein über seinen messianischen Beruf und die Art desselben hat. Nicht erst im Laufe seines öffentlichen Wirkens hat sich ihm dies aufgedrängt, sondern, indem er jetzt dem Rufe seines himmlischen Vaters folgt und öffentlich zu wirken beginnt, ist er über Sinn und Ziel dieses Wirkens von Anfang an innerlich fest und gewiss.

Aber er tritt allerdings noch nicht als Messias auf. Er predigt zunächst nur, dass das Gottesreich nahe ist, und will die Menschen auf den Anbruch desselben vorbereiten. Er sammelt auch Jünger, die ihn unterstützen in dieser Wirksamkeit. Aber von seiner Messianität ist nicht die Rede. Im vierten Evangelium ist dies freilich anders dargestellt. Da erkennen die Jünger sofort bei ihrer Berufung in ihm den Messias und schliessen sich eben darum an ihn an. Auch in unserm ersten und dritten Evangelium tritt der wirkliche Sachverhalt nicht mehr deutlich zu Tage. Aber in unserm zweiten Evangelium, in welchem uns sicher der Aufriss der ältesten Quelle am getreuesten erhalten ist, ist

der Gang der Geschichte vollkommen deutlich. Weder Johannes der Täufer noch die eigenen Jünger Jesu sehen in der ersten Zeit seines Auftretens in ihm den Messias. Die Jünger schliessen sich ihm an als Gehülfen in seiner Wirksamkeit. Dass er der Messias ist und sein will, davon haben sie zunächst keine Ahnung. Wiederholt hebt dies der Evangelist mit Nachdruck hervor. Sie fragen erstaunt: Wer ist dieser, dass ihm Wind und Meer gehorchen? (Mc. 4, 41). Sie verstanden nicht sein gewaltiges Wirken, denn ihr Herz war verhärtet (Mc. 6, 52). Erst nachdem Jesus sie in längerem Zusammensein zum Verständniss seiner Person erzogen hat, stellt er an sie die entscheidende Frage, für wen sie ihn halten? Und da bricht nun Petrus in das Bekenntniss aus: „Du bist der Christos", d. h. der Messias (Mc. 8, 29). Die epochemachende Bedeutung dieses Bekenntnisses tritt in der Erzählung des Marcus deutlich hervor. Es ist etwas Neues, das jetzt zum erstenmale zum Ausdruck kommt. Gewiss wird Jesus die Jünger allmählich zum Verständniss seiner Person angeleitet und sie auf die Einzigartigkeit seines Berufes hingewiesen haben. Aber zur offenen Aussprache kommt es jetzt zum erstenmale. Und auch jetzt noch will Jesus nicht vor allem Volk mit seiner Messianität hervortreten. Er verbietet den Jüngern, davon zu sprechen. Er deutet wohl an, dass er von Gott gesandt ist zum Heil der Menschen. Wer ihn aufnimmt, nimmt den auf, der ihn gesandt hat (Mc. 9, 37). Als Messias aber will er noch nicht öffentlich hervortreten. Erst in der letzten Zeit seines Wirkens thut er dies doch. Vor dem hohen Rath bekennt er sich als den Messias (Mc. 14, 61 f.); und die Frage des Pilatus, ob er der König der Juden sei, bejaht er thatsächlich durch Stillschweigen (Mc. 15, 2—5).

Der Grund dieser langen Zurückhaltung trotz der innern Selbstgewissheit kann nicht wohl zweifelhaft sein. Wäre er von vornherein als Messias aufgetreten, so würde er unvermeidlich einen politischen Enthusiasmus entfacht haben. Für die vulgäre Vorstellung war der Messias wesentlich auch der politische Befreier. Er will der Messias in einem ganz andern Sinne sein. Er will von innen heraus wirken, das Volk innerlich befreien. Er muss darum die Erregung eines äusserlichen Enthusiasmus vermeiden. Sein ganzes Werk, wie er es auffasst, würde vereitelt worden sein, wenn er mit dem Messias-Titel frühzeitig hervorgetreten wäre. Selbst den Jüngern gegenüber muss er alles aufbieten, um sie zum rechten Verständniss seiner Messianität anzuleiten. Auch ihnen gegenüber vermeidet er es lange, davon zu sprechen. Und als es endlich zur offenen Aussprache kommt,

ANDOVER THEOL. SEMINARY
AUG 20 1904
LIBRARY.

weist er sie sofort darauf hin, dass sein Weg zunächst durch Leiden und Tod hindurchgeht (Mc. 8, 31). Er sieht das deutlich kommen und spricht es aus, um damit direct einer falschen Auffassung seiner Messianität entgegenzutreten. Er ist nicht ein Messias, der alsbald das Reich der Herrlichkeit aufrichtet. Sein Weg geht zunächst in den Tod; und zwar zum Heil der Seinen. Er giebt sein Leben hin, um Viele zu retten. Das ist ein Gedanke, der der ältern Messias-Idee durchaus fern liegt.

Es ist also doch eine völlige Umbildung der Messias-Vorstellung, die Jesus vollzieht, indem er den Titel auf sich anwendet. Der Messias-Titel ist eben nur die zeitgeschichtliche Form, in welche sich das Bewusstsein seines einzigartigen Berufes kleidet. Für die Propheten des alten Testamentes wie für das spätere Judenthum war der Messias der machtvolle Herrscher, der von Gott gesalbte König. Davon ist hier — wenigstens zunächst — nicht die Rede. Auch seine Jünger sollen noch dem Kaiser geben, was des Kaisers ist. An eine plötzliche Umgestaltung der politischen Verhältnisse wird nicht gedacht. Das Wort „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" steht zwar nur im vierten Evangelium (Jo. 18, 36). Es bringt aber das Selbstbewusstsein Jesu zu einem richtigen Ausdruck. Er ist zwar der Messias, insofern Gott durch ihn das Heil den Menschen darbietet. Aber dieses Heil ist vor allem ein inneres Gut.

Zu dem Messiasbilde, wie die alten Propheten es zeichnen und das spätere Judenthum es festgehalten hat, gehört auch die Voraussetzung, dass der messianische König aus der königlichen Dynastie Davids hervorgehen werde. Dass diese Voraussetzung bei Jesus zutreffe, wird schon im Neuen Testamente vorausgesetzt. Schon Paulus sagt im Römerbrief, dass Jesus dem Fleische nach aus Davids Samen geboren sei; und die Geschlechtsregister bei Matthäus und Lucas versuchen diese Abstammung durch Herstellung der Genealogie nachzuweisen. Aber die beiden Geschlechtsregister widersprechen sich und beweisen damit, dass sie auf sehr unsicheren Materialien ruhen. Wir haben aber auch noch ein Wort Jesu selbst, welches die Thatsache seiner Abstammung aus Davids Geschlecht sehr in Frage stellt. Es lautet (Mc. 12, 35—37): „Wie sagen die Schriftgelehrten, dass der Messias Davids Sohn ist? Er selbst David spricht im heiligen Geist: Der Herr hat gesagt zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten bis ich mache deine Feinde zum Schemel deiner Füsse. Er selbst David nennt ihn Herrn. Wie ist er also sein Sohn?" Die herkömm-

liche Exegese sieht in dieser Frage nur eine Rätselfrage, welche Jesus den Zuhörern stellen wolle. Er lege ihnen das Problem vor, wie beides zu vereinigen ist: Davids Sohn und doch Davids Herr. Er löse das Problem nicht, weil er eben seinen Gegnern nur zum Bewusstsein bringen wolle, dass sie von ihrer mangelhaften Einsicht aus unvermögend seien, derartige Dinge richtig aufzufassen. Wer unbefangen an die Stelle herantritt, wird sich doch sagen müssen, dass der Eindruck derselben ein anderer ist. Die beiden Fragen am Anfang und am Schlusse scheinen doch darauf zu deuten, dass Jesus die Forderung der davidischen Abstammung ablehnen will. Der Messias ist etwas anderes und höheres als Davids Sohn; er ist nach dem Psalmwort vielmehr Davids Herr; steht an Rang und Bedeutung über ihm. In diesem Sinne hat sicher der Verfasser des Barnabasbriefes das Wort Jesu aufgefasst, und der Wortlaut spricht stark zu Gunsten dieser Auffassung. Auf alle Fälle passt die Ablehnung davidischer Abstammung vortrefflich zu der Auffassung Jesu von seiner Messianität, wie wir sie bereits constatirt haben. Nur für einen politischen Messias ist die davidische Abkunft von Bedeutung; für einen unpolitischen ist sie bedeutungslos. Dass schon Paulus sie voraussetzt, kann ein Postulat sein auf Grund der herrschenden jüdischen Dogmatik.

Mit der Ablehnung alles Politischen scheint auch die rätselhafte Selbstbezeichnung Jesu als „des Menschen Sohn“ zusammenzuhängen. Es ist neuerdings bezweifelt worden, dass Jesus diese Selbstbezeichnung gebraucht hat, weil „Menschensohn“ nach aramäischem Sprachgebrauch nichts anderes heisst als „Mensch“. „Der Mensch“ aber sei ein viel zu allgemeiner Ausdruck, als dass Jesus ihn als Selbstbezeichnung gebraucht haben könne. Um diese Ansicht durchzuführen, muss man in sehr radicaler Weise die Geschichtlichkeit unserer Ueberlieferung bestreiten. Ich glaube nicht, dass wir dazu berechtigt sind. Und die Allgemeinheit des Ausdrucks wird doch erklärlich, wenn wir die Anlehnung an das Buch Daniel beachten. Der Mensch, der dort auf den Wolken des Himmels erscheint, ist Sinnbild der Gemeinde Gottes. Während die Thiergestalten, die aus dem Abgrunde aufsteigen, die heidnischen Weltreiche bedeuten, bedeutet die Menschengestalt, die von oben kommt, die Gemeinde Gottes. Diese Menschengestalt ist dann auf die Person des Messias gedeutet worden, und auf Grund dessen konnte Jesus die Bezeichnung auf sich anwenden. „Der Mensch“ ist dann nur verkürzter Ausdruck für „der Mensch, von welchem Daniel spricht, der Messias“. Auch die Wahl dieses Ausdruckes hat ihren Grund in der Ablehnung alles Politischen.

Nicht den Sohn Davids und nicht den gesalbten König Israels nennt sich Jesus, sondern den von Daniel verheissenen Menschensohn, weil dieser Ausdruck politisch farblos ist und die göttliche Sendung des Messias in den Vordergrund stellt.

Wie die Auffassung vom Messias eine Umbildung durch Jesus erfahren hat, so auch die vom Reiche Gottes. Eins hängt mit dem andern zusammen. In der ersten Zeit seines Auftretens hat Jesus nur auf die Nähe des Gottesreiches hingewiesen. Er sagt nicht: „es ist da", sondern „es ist nahe". Im weiteren Verlaufe seines öffentlichen Wirkens weist er aber dann darauf hin, dass das Gottesreich in seinen Anfängen schon vorhanden ist. Den Beweis dafür entnimmt er aus der Ueberwindung der dämonischen Mächte. „Wenn ich durch den Geist Gottes die Dämonen austreibe, so ist ja das Reich Gottes zu euch gekommen" (Mt. 12, 28. Lc. 11, 20). Das wahre Gut des Gottesreiches ist die Ueberwindung von Sünde und Uebel. Diese geht jetzt bereits vor sich. Darum sind in Jesu Wirken die Anfänge des Gottesreiches schon vorhanden. Von besonderer Wichtigkeit ist hier ein Wort, das Lucas uns erhalten hat (Lc. 17, 20—21). „Das Reich Gottes kommt nicht mit äusserlichen Geberden; man wird auch nicht sagen: siehe hier oder da ist es; denn siehe, es ist mitten unter euch." Es wird hier nicht nur betont, dass das Gottesreich schon angebrochen ist, sondern auch, dass man sein Kommen überhaupt nicht äusserlich wahrnehmen kann. Es kommt nicht μετὰ παρατηρήσεως „unter Beobachtung". Es kommt nicht plötzlich und sinnenfällig, sondern allmählich und unvermerkt. Dieses allmähliche Kommen wird auch durch Gleichnisse anschaulich gemacht. Wie die Saat allmählich wächst und der Sauerteig allmählich alles durchdringt, so entwickelt sich das Gottesreich von kleinen Anfängen an zu immer gewaltigerem Umfang und durchdringt immer mehr alle Weltverhältnisse. Diese Gleichnisse wenden sich direct polemisch gegen die jüdische Auffassung und wollen sie corrigiren. Nach der jüdischen Auffassung sind die gegenwärtige und die künftige Weltperiode durch einen scharfen Einschnitt getrennt. Durch ein wunderbares Eingreifen Gottes erfolgt plötzlich eine völlige Umgestaltung. Für Jesus ist das wesentliche Gut nicht diese äussere Umgestaltung, sondern die Wirksamkeit der Gnade Gottes schon unter den gegenwärtigen Existenzbedingungen. Darum ist mit Jesu Wirken das Gottesreich in seinen Anfängen schon vorhanden. Auch hier haben wir eine Verinnerlichung und Vertiefung ähnlich wie bei der Umbildung des Messiasbegriffes.

Freilich gehört zur Vollendung des Gottesreiches auch eine

Umgestaltung der äusseren Weltverhältnisse. Das wird auch in der Predigt Jesu vorausgesetzt. Auch hier hören wir von einem Gericht, das unvermuthet hereinbricht, weshalb man allezeit darauf gerüstet sein soll. Jesus weist hin auf sein Wiederkommen in den Wolken des Himmels. Er spricht von einem Freudenmahl im messianischen Reiche, bei welchem viele Heiden mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische sitzen, und von einem neuen Gewächs des Weinstocks, welches er trinken wird mit seinen Jüngern in seines Vaters Reich. Die sinnliche Bildersprache der alten Reichshoffnung wirkt also doch noch stark nach.

Die Frage, wie weit hier das Bild geht und wie weit nicht, sowie die andere Frage, in welchem Umfang diese Sprüche authentisch sind, diese Fragen gehören zu den schwierigsten und subtilsten, mit welchen die historische Betrachtung der Geschichte Jesu zu rechnen hat. Zweierlei wird bei ihrer Beantwortung festzuhalten sein. 1) Irgendwie hat auf diesem Punkte in der späteren Ueberlieferung der Sprüche Jesu eine Trübung stattgefunden durch stärkeres Hereindringen des Sinnlichen und Aeusserlichen. Es ist hier ergangen wie in allen ähnlichen Fällen. Neue Gedanken und Kräfte, die in die Geschichte eintreten, dringen nicht in ihrer vollen Reinheit durch. Es folgt immer eine Reaction des Alten, durch welche das Neue wieder getrübt wird. So wird es sich auch hier verhalten. Die sinnliche Form der Zukunftshoffnung hat sich wieder stärker geltend gemacht und auch auf die Ueberlieferung der Sprüche Jesu trübend eingewirkt. Trotzdem wäre es unstatthaft, alles was unter diese Kategorie fällt, als unhistorisch zu beseitigen. Auch in der Predigt Jesu macht sich die zeitgeschichtliche Hülle doch noch stark geltend. Manche Vertreter der historischen Theologie haben im Interesse der historischen Objectivität diesen Punkt sehr stark betont. Dem gegenüber ist doch 2) zu bemerken, dass bei der Würdigung jeder weltgeschichtlichen Persönlichkeit nicht ihre Bedingtheit durch das Alte zu betonen ist, sondern das schöpferische Neue, das sie gebracht hat. Darin liegt ihre Bedeutung. Darauf ist gerade im Interesse der historischen Objectivität der Accent zu legen. Diese Regel dürfen wir auch auf die Person Jesu Christi anwenden. Die Formen seiner Predigt sind geschichtlich bedingt. Aber nicht diese Seite ist es, die ihn für uns zum Heiland und Erlöser macht, sondern das Neue, das er gebracht hat. Aus dieser Quelle schöpft die Christenheit aller Zeiten nach allen Verdunkelungen immer wieder neue Kraft und neues Leben.

Ich gehe nun über zu der Verkündigung der Resultate der akademischen Preisbewerbungen.

Die von der theologischen Facultät gestellte Preisaufgabe: „Leben, Schriften und Lehre von Joh. Spangenberg“ hat keine Bearbeitung erfahren.

Ueber den von derselben Facultät bestimmten Predigttext: Joh. 8, 31—36 sind drei Bearbeitungen eingegangen. Die erste mit dem Motto: „Durch Wahrheit zur Freiheit“ gelangte erst vier Tage nach dem festgesetzten Termine in die Hände des Dekans und konnte daher für den Wettbewerb nicht mehr in Betracht kommen. Die zweite mit dem Motto: „Mach mich reines Herzens“ etc. entspricht nach Form und Inhalt zu wenig den an eine Predigt zu stellenden Anforderungen. Sie musste daher für eine Prämiierung unberücksichtigt bleiben. Der Verfasser der dritten Predigt mit dem Motto: „Einen andern Grund“ etc. hat sich zwar in der Aufstellung des Themas, welches nicht als textgemäss bezeichnet werden kann, vergriffen, auch ist seine Textbehandlung im einzelnen nicht ohne Mängel, sodass die Arbeit für die Zuerkennung des vollen Preises nicht in Aussicht genommen werden konnte. Die Predigt zeigte aber im übrigen so viel gute Gedanken in folgerichtigem Aufbau und präziser Fassung, dass die Facultät beschloss, sie zum öffentlichen Vortrage zuzulassen. Als ihr Verfasser ergab sich der stud. theol. Wilh. Koppermann, der gegenwärtig in Königsberg immatrikuliert ist. Mit Rücksicht auf die weite Entfernung des jetzigen Aufenthaltsortes des Verfassers von hier und in Erwägung des Umstandes, dass der Vortrag einer von ihm als Mitglied des hiesigen homiletischen Seminars gehaltenen Predigt als recht befriedigend bezeichnet werden konnte, glaubte die Facultät von der Forderung des öffentlichen Vortrages im vorliegenden Falle absehn zu sollen. Nachdem sie von dem Herrn Universitätskurator die entsprechende Ermächtigung erbeten und erhalten hat, erkennt sie dem

stud. KOPPERMANN

für die eingereichte Predigt die Hälfte des ausgesetzten Preises zu.

Die juristische Facultät hatte für das Jahr 1902/03 die Aufgabe gestellt:

„Die Preussische Verfassungsurkunde im Vergleich mit der Belgischen.“

Es ist rechtzeitig eine Bearbeitung eingegangen mit dem Motto: „In magnis voluisse sat est.“ Das Urteil der Facultät lautet:

Die Arbeit lässt vermissen jedes Eingehen auf die Gründe, welche dazu geführt haben, in dem Belgischen Staatsgrundgesetz

das geeignete Vorbild für das Preussische zu finden, sowie jede Würdigung der praktischen Handhabung beider Verfassungen. Verfasser hat sich beschränkt auf eine dogmatische Untersuchung ihres Inhalts, die, losgelöst von jeder historischen Basis, nur ein unvollkommenes Bild von dem Wesen der beiden Verfassungen geben kann. Allein was Verfasser geboten hat, verdient volle Anerkennung. Er beherrscht augenscheinlich gut die gesamte moderne staatsrechtliche Litteratur. Er hat fast zu allen wichtigen staatsrechtlichen Fragen allgemeiner Natur Stellung genommen, überall den springenden Punkt herausgefunden und sein Urteil, wenn auch manchmal zu kurz, so doch stets in haltbarer Weise begründet. Er ist durchweg seinen eigenen Weg gegangen und hat hier manch' interessante Resultate selbständig gefunden. Diese Vorzüge der Arbeit überwiegen bei weitem ihre obengedachten Mängel und die Facultät hat ihr daher den vollen Preis zuerkannt.

Als Verfasser ergab sich:

RUDOLF SMEND, stud jur.

Die medicinische Facultät hatte die Aufgabe gestellt: „Ueber die Indicationen zur operativen Behandlung des ulcus ventriculi und seiner Complicationen, nebst einer Zusammenstellung der durch die verschiedenen Operationsmethoden erzielten Erfolge."

Es sind hierauf zwei Arbeiten eingegangen, über welche die Facultät folgendes Urtheil abgegeben hat:

In der Bearbeitung mit dem Motto „Vorwärts geht es" etc. ist die gestellte Aufgabe unter Berücksichtigung der deutschen und ausländischen Literatur sehr übersichtlich und vollständig mit grossem Fleiss, Verständniss und guter Kritik gelöst worden. Wenn auch einzelne Punkte etwas ausführlicher hätten erörtert werden und die Statistik etwas vollständiger hätte sein können, so hat die Facultät doch geglaubt, der Arbeit den vollen Preis zuerkennen zu sollen.

Als Verfasser ergab sich:

FRANZ WARNECKE, cand. med.

Die zweite Bearbeitung mit dem Motto: „Quidquid agis" ist jedenfalls auch mit grossem Fleiss gearbeitet, hat aber nicht in der gleichen Uebersichtlichkeit die einzelnen Indicationen und Operationen zusammengestellt wie die eben erwähnte Bearbeitung. Trotzdem ist die Preisaufgabe aber doch so vollständig gelöst, und bekundet die Arbeit ein solches Verständniss für die Beurtheilung

der in Frage kommenden complicirten Verhältnisse, dass die Facultät ihr mit Genehmigung des Herrn Kurators den halben Preis zuerkannt hat.

Der Verfasser ist:

ADOLF SCHOMERUS, cand. med.

Bei der philosophischen Facultät ist eine Bewerbung nicht eingegangen.

Für das beginnende Jahr 1903/4 sind folgende Aufgaben gestellt:

Von der theologischen Facultät:

1. Für die wissenschaftliche Preisaufgabe:
   „Die Lehre der lutherischen Bekenntnisschriften vom freien Willen."
2. Als Text für die Preispredigt:
   Joh. 17,3.

Von der juristischen Facultät.

„Welche Mittel besass und gebrauchte das deutsche Reich in den letzten Jahrhunderten seines Bestehens gegen Reichsstände, die ihre Pflichten gegen das Reich verletzten?"

Von der medicinischen Facultät:

„Es soll, im Anschluss an eine Zusammenstellung des einschlägigen literarischen Materiales, untersucht werden, in wieweit die Wirkung des Mutterkorns und seiner Präparate, insonderheit die des Sphacelotoxius auf den Uterus von einer Wirkung auf die Circulation, in wieweit von einer directen Beeinflussung nervöser Apparate oder der Muskulatur abhängt."

Von der philosophischen Facultät:

1. „Die bisher benutzten oder vorgeschlagenen Methoden der Untersuchung des sensorischen Typus des Gedächtnisses sollen geprüft und womöglich vervollständigt werden."
2. „Die Facultät wünscht die Bestimmung der pyro- und piezoelektrischen Konstanten für einen in dieser Hinsicht noch nicht untersuchten Krystall."

Die Bedingungen der Concurrenz werden durch Anschlag am schwarzen Brett bekannt gemacht werden.

Es liegt mir noch ob, über die wichtigsten Veränderungen an unserer Universität seit der letzten Jahresfeier kurz zu berichten.

Fünf Mitglieder hat die Universität durch den Tod verloren. Am 19. September starb zu Hannover im 92. Lebensjahre der

frühere hochverdiente Director der inneren Klinik Geheime Hofrath Dr. Karl Ewald Hasse, der nach einem arbeitsreichen Leben schon seit geraumer Zeit das otium cum dignitate genossen hatte. Am 26. Dezember starb der a. o. Professor der ostasiatischen Sprachen Dr. Albrecht Graf von der Schulenburg, der, vor nicht langer Zeit erst ernannt, infolge von Krankheit sein Lehramt überhaupt nicht angetreten hatte. Mitten aus rüstigem Schaffen heraus sind uns dagegen zwei unserer angesehensten Collegen durch den Tod entrissen worden. Am 13. Januar starb plötzlich der Director der Universitätsbibliothek Geheimer Regierungsrath Professor Dr. Karl Dziatzko, und am 15. Mai nach schwerem Leiden Abt und Consistorialrath Professor D. Hermann Schultz, jeder in seinem Fach zu den Ersten zählend. Mit dem persönlichen Schmerz um den Heimgang teurer Collegen verbindet sich die Trauer um den, nach menschlichem Ermessen nicht zu ersetzenden Verlust, den die Hochschule durch den Tod beider erlitten hat. Am 19. März verschied hochbetagt der Tanzmeister Höltzke, welchem Viele, die er in seiner Kunst unterwiesen hat, ein dankbares Andenken bewahren werden. Auch den Tod von vier Studierenden haben wir zu beklagen.

Infolge von Berufung nach auswärts sind fünf Collegen aus dem Lehrkörper der Universität ausgeschieden. Aus der medicinischen Facultät der Geheime Medicinalrath Professor Dr. Orth, der Virchow's Nachfolger in Berlin wurde, und der Privatdocent Prof. Dr. Aschoff, der einem Ruf nach Marburg folgte. Aus der philosophischen Facultät mein Vorgänger im Prorectorat Prof. Dr. Roethe, ferner der ausserordentliche Professor Dr. Bohlmann und der Privatdocent Dr. Kaufmann.

Zum Ersatz für die entstandenen Lücken wurden hieher berufen: für Prof. Orth Prof. Dr. Hugo Ribbert aus Marburg, für Prof. Roethe Prof. Dr. Edward Schröder aus Marburg, für Prof. Dziatzko der Abtheilungsdirector der K. Bibliothek zu Berlin Prof. Dr. Richard Pietschmann. Durch die Fürsorge der K. Regierung sind auch zwei neue Ordinariate errichtet worden, eines für Mathematik, für welches Prof Dr. Hermann Minkowski aus Zürich berufen wurde, und eines für anorganische Chemie, welches dem Prof. Dr. Gustav Tammann aus Dorpat übertragen wurde. Der K. Gymnasialdirector Prof. Dr. Viertel wurde zum ordentlichen Honorarprofessor in der philosophischen Facultät ernannt, Prof. Dr. Albert Neumann aus Heidelberg als ausserordentlicher Professor für Kunstgeschichte berufen. Der zum ausserordentlichen Professor für westasiatische Sprachen er-

nannte Prof. Dr. Friedr. Andreas aus Berlin wird sein Lehramt erst im Herbste antreten.

Habilitirt haben sich: in der juristischen Facultät Dr. Hermann Edler von Hoffmann, in der medicinischen Facultät Dr. Robert Borrmann, in der philosophischen Facultät die Dr. Dr. Julius von Braun für Chemie, Narziss Ach für Philosophie, Walther Borsche für Chemie, Richard Hoffmann für Zoologie, Conrad Borchling für deutsche Sprache.

Die Frequenz der Universität hat sich im Wesentlichen seit zwei Jahren auf der damals erreichten Höhe gehalten. Während im vorigen Sommer eine kleine Abnahme zu constatiren war, ist in diesem Sommer wieder dieselbe Höhe wie vor zwei Jahren erreicht worden. Die Zahl der Immatriculirten beträgt gegenwärtig 1441, wozu noch 91 Hospitanten kommen. Einen erheblichen Antheil an der Wieder-Zunahme der Frequenz hat die Mathematik, hinsichtlich deren Göttingen als Anziehungspunkt mit den ersten Lehrstätten Europa's concurrirt.

Die steigende Frequenz hat auch eine Erweiterung der Lehr-Räume nöthig gemacht. Beim Auditorienhaus ist ein Anbau errichtet und im vorigen Winter in Gebrauch genommen worden, welcher drei Hörsäle umfasst, darunter ein mit einem Projections-Apparat ausgestattetes Auditorium maximum. Auch die in einem Hause vereinigten Institute für Zoologie, Geologie und Mineralogie sind durch einen grossen Neubau erweitert worden. Einem lange gehegten Wunsche entspricht die Erbauung einer akademischen Turnhalle, welche durch grosse Schenkungen dreier Collegen ermöglicht wurde. Der Bau ist vollendet und wird in der nächsten Woche eingeweiht werden.

Nicht zu den Universitäts-Bauten, aber doch zu den akademischen Unternehmungen gehört die Errichtung einer Bismarck-Säule, die ebenfalls ihrer Vollendung entgegengeht und am 20. Juni eingeweiht werden soll. Sie soll ein Wahrzeichen sein der politischen Erhebung unseres Vaterlandes.

Was aber in grosser Zeit geschaffen wurde, das wird erhalten und weiter gebaut durch die Weisheit und Kraft unseres Kaisers. Ihm sei auch heute unsere Huldigung dargebracht. Seine Majestät unser allergnädigster Kaiser und König Wilhelm II. lebe hoch! hoch! hoch!

Göttingen, Druck der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerei (W. Fr. Kaestner).